

(Nachdruck verboten.)

14]

Ita Haine.

Novelle von S. Zuckewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

Am nächsten Tage benutzte Ita die erste freie Minute, um Etel zu besuchen. Sie wollte es absichtlich möglichst früh am Tage tun, denn heute hatte sie noch zu waschen, und morgen wollte sie frei sein, um Esther mit ihrem Kinde zu erwarten. Sie ging in die Küche und fand dort richtig Etel, die Tee trank. Sie sah mit ausgespreizten Beinen, und ihr Leib stand stark hervor. Ita, die sie nur vorübergehend ein paar-mal gesehen hatte, war immer schon verwundert gewesen, daß Etel noch nicht gekündigt wurde, wo doch ihre Schwangerschaft so deutlich zu sehen war.

„Sie wissen's schon,“ hatte ihr Etel einmal flüchtig gesagt. „Das macht ihnen gar nichts. Hat denn eine Schwangere schlechtere Milch? Nur ich habe den Schaden davon, wenn ich zweie zu ernähren habe — wer kümmert sich aber um meine Gesundheit? Wenn's nur ihrem Kind nicht schadet.“

Jetzt verbarg Etel ihren Zustand gar nicht mehr und erzählte frei und ungeniert allem und jedem, wie angenehm es sei, während der Schwangerschaft zu stillen, wie ihr Appetit und ihre Verdauung so gut seien, daß sich reines Holz bei ihr in Blut und Milch verwandeln würde.

„Schon so früh?“ fragte sie Ita, als ob die beiden sich jeden Tag sähen und setzte hinzu: „Wie gefällt Ihnen mein Schuster?“

„Was ist denn damit?“ erkundigte sich Ita, die eigentlich vergessen hatte, wer dieser Schuster sei.

„Er will, ich soll nach Hause. Der Teufel mag ihn holen. Ich sage Ihnen, daß ich noch nie so einen Grobian gesehen habe. Stellen Sie sich vor, sehnen tut er sich nach mir. Ersticken soll er! An seiner Seite braucht er mich, der Bettler!“

Sie lachte laut, zufrieden mit diesem dummen und rohen Wib, den sie selbst erkunden hatte. Ita beneidete sie unwillkürlich um ihre Heiterkeit, lachte aus Höflichkeit mit, sagte aber gleich darauf besorgt:

„Ich wollte Sie um einen Gefallen bitten, Etel; ich weiß nur nicht, ob Sie's tun können.“

„Was ist los?“ fragte diese argwöhnisch, mit einer Stimme, die vor Geiz besorgt war. „Eine Bitte haben Sie an mich? Was ist denn das für eine Bitte?“

Sie goß sich ein Glas Tee ein und tat Milch dazu.

„Gestern habe ich meinen Mann gesehen . . .“ begann Ita schüchtern.

„Ich beneide Sie nicht darum,“ unterbrach Etel ihre Rede.

„Und war so dumm, ihm drei Rubel zu versprechen. Mein Monat ist aber erst in zehn Tagen. Vielleicht können Sie sie mir bis dahin borgen, wenn Sie sie haben?“ schloß Ita, begriff aber plötzlich, daß sie vergebens bat.

„Drei Rubel?“ rief Etel, aufrichtig erstaunt, „ist das Ihr Ernst? Wann habe ich bei mir drei Rubel gesehen? Sie sind einfach ein Kind. Wie haben Sie nur so etwas denken können? Wenn ich so viel hätte, würde ich gar nicht mit Ihnen sprechen, so stolz wäre ich darauf.“

„Ja, ja, ich weiß, Sie haben Kinder,“ pflichtete ihr Ita bekümmert bei, „aber in acht Tagen würden Sie Ihr Geld wieder haben.“

„Stellen Sie sich nicht dumm,“ unterbrach sie Etel ernst, „ich muß ja sonst wahrhaftig denken, Sie sind verrückt. Zuerst bekam ich neun Rubel, aber als sie merkten, wie es mit mir steht, haben sie mir vor Freude darüber den Lohn um einen Rubel gekürzt. Wo soll ich also Geld her haben? . . . Also hören Sie lieber auf.“

„Ich dachte nur . . . vielleicht . . .“ stammelte Ita verlegen. „Wie geht's Ihrem Kind?“

„Und dem Ihrigen? Das meine hab' ich doch in Pflege geben müssen. Mein Narr wäre beinahe verrückt geworden.“

„Ich habe mein Kind noch nicht gesehen, erst morgen. Sind Sie zufrieden mit Ihrer Pflegefrau?“

„Zarwohl, jeden Tag werd' ich dider vor Vergnügen. Das ist ja eine wahre Räuberin, sage ich Ihnen. Wenn ich

irgend einen Lumpen habe, ein Stückchen Zucker, ein bißchen Holz oder Kohle — alles bekommt sie jetzt. Sie ist jetzt meine Herrschaft. Mein Kind hat sie in Pflege, das Kind einer reichen Prinzessin, nicht wahr? Ich plake eines Tages vor Aerger, das kann ich Ihnen sagen, ich plake. Sagen Sie nur bitte. Ich zittere hier an Händen und Füßen, daß man mir nicht kündigt, und sie ist bereit, wegen eines elenden Stückchens Zucker das Kind fortzutun. Ich sage Kind, aber Sie sollten's mal sehen! Ich glaube nicht, daß es noch das Frühjahr erlebt. Und woher hat es nur diesen Ausschlag? Ich hab keinen, mein Dummer auch nicht, niemand aus unserer Familie hat ihn je gehabt, und mein Junge hat kein gesundes Fleckchen an sich. Weiß gar nicht, was ich anfangen soll.“

„Und ich habe mein Kind noch nicht gesehen; wie mag's nur aussehen? Gott sei Dank, morgen kommt es zu mir. Wenn der heutige Tag nur erst vorüber wäre! Aber ich muß jetzt heim, bin schon so lange bei Ihnen, das Kind ist sicher schon wach.“

Sie ging schweren Herzens und wagte kaum mehr auf Gittel zu hoffen. Wo sollte die Geld herhaben? Sie hatte wahrscheinlich auch die Pflegefrau bezahlen müssen und besitzt jetzt keinen Heller. Sie stieg hinauf und machte sich mit dem Kinde zu schaffen. Dabei suchte sie nach einem Vorwand, sich an die „gnädige Frau“ zu wenden. Aber sie wagte es nicht, und so verging der ganze Tag: am Waschtrog stehend, träumte sie nur davon, wie schön es wäre, wenn sie auf einmal Geld hätte.

Am nächsten Tage kümmerte sie nicht das Geld, alle ihre Gedanken galten dem Kommen der Pflegefrau Esther. Als diese noch draußen hinter der Küchentür stand, erkannte Ita bereits die Stimme ihres Knaben, der vor lauter Ungeduld weinte. Sie öffnete rasch die Tür, lief zu ihm hin, warf einen Blick auf ihn, aber wagte es nicht, ihn auf die Arme zu nehmen, denn sie hörte die Schritte der Hausfrau, die in die Küche getreten war. Rasch und wortlos kehrte sie um, rannte im Galopp auf ihr Zimmer, nahm das Kind, das wach geworden war, gab ihm rasch die Brust und stürmte mit ihm in die Küche zurück. Die Hausfrau stand jetzt neben Esther und betrachtete neugierig Itas Kind. Ita selbst aber stand hinter ihrem Rücken und wagte sich nicht zu ihrem Kind. Gierig betrachtete sie sein Gesichtchen, seine Kleidung und vergaß ganz das Kind an ihrer Brust, obwohl es ungenügend genug lag mit seinen herabhängenden Beinchen.

„Wie hältst Du das Kind!“ sagte die „Gnädige“ ärgerlich, als sie Itas Nachlässigkeit sah, „es bricht ja fast entzwei.“ Ita errötete, legte das Kind zurecht und küßte es mit einer unnatürlichen Leidenschaft, was die „Gnädige“ mit ihr verhöhnte.

„Aber bitte gib dem Deinen nicht die Brust,“ sagte sie, die Küche verlassend, „und rühr' es nicht an. Du kannst sonst meinen Knaben anstecken. Sieh, was Dein Kind für Flecken im Gesicht hat.“

Durch ein Zeichen befohl sie der Köchin, auf Ita aufzupassen und ging, nachdem sie auf das fremde Kind noch einen Blick geworfen hatte.

Ita stand unbeweglich vor Glid da und war außerstande, sich vom Fleck zu rühren. Alle ihre Glieder waren erstarrt und nur der neugierige, liebevolle Blick war auf das Kind geheftet. Allmählich begann aber die Flut ihrer Freude zu verebben, und die Einzelheiten traten deutlicher hervor. Immer das fremde Kind im Arm, trat sie an das ihre heran und drückte einen langen stummen Kuß auf seine Wange. Eine Träne fiel auf sein Köpfchen und stahl sich leise durch das Haar.

„Sie haben ihn heute nicht gebadet, Esther,“ sagte sie leise, mit einem raschen Blick beide Kinder vergleichend. „Warum ist er so mager geworden?“

Immer deutlicher sah sie jetzt die Veränderungen, die mit dem Kind vorgegangen waren und fürchtete sich, selber eingestehen zu müssen, daß es entsetzlich abgenommen hatte, während das andere, das sie stillte, von Tag zu Tag dider und weich und glatt wie Seide wurde.

„Nein, ich hab' es nicht gebadet,“ antwortete Esther mit ihrer tiefen, unangenehmen Stimme, die jetzt erst Ita auffiel. „Kann man denn ein Kind baden, wenn man damit ausgeht?“

„Aber das Gesicht hätte man doch waschen können,“ bemerkte Ita nachgebend, denn sie wollte die Frau nicht erzürnen.

„Hab' ich es denn nicht gewaschen? Bei mir sind die Kinder nie schmutzig. Hundertmal am Tage wasch' ich sie.“

Ita sah deutlich, daß Esther log, aber sie schwieg und dachte nur daran, sie für sich zu gewinnen. Jene ging mit Vergnügen darauf ein, Ita aber reichte Esther das fremde Kind, nahm das eigene, zog es rasch aus und besah aufmerksam, aber stets bemüht, bei Esther keinen Verdacht zu erregen, sein ganzes Körperchen. Das Kind war in den zwei Wochen stark heruntergekommen. Die helle und glänzende Haut, die früher so weich und doch so fest war, begann an manchen Stellen ganz schlaff zu werden, auf Armen und Beinen war sie mehrfach abgeschürft, besonders aber an den Knien. Rote Punkte, Spuren von Flohstichen bedeckten den ganzen Körper, und der Brustkorb begann sich oben am Hals schon zu wölben, gleichsam anzuschwellen infolge einer gehemmen Arbeit in den Knochen. Ita wurde still. Der Megerer und die Verzweiflung, die sie beim Anblick dieses kleinen, ehedem so sorgsam gepflegten Körpers empfunden hatte, wurden jetzt von einem anderen unangenehmen Gefühl abgelöst, vor dem ihr selbst bange war. Sie litt um des Kindes willen, aber noch leidenschaftlicher sehnte sie sich nach jenem schönen, sauberen und gesunden Knaben, von dem man sie eines Tages trennen würde. War denn dieses elende Würmchen ihr Kind? Schmutzig, mit Flecken bedeckt, abgemagert, mit jenem Greisengesichtchen, das Ita bei allen Pflegekindern gesehen hatte, erregte bei Ita trotz aller gegenteiligen Bemühungen nichts wie Trauer und Verzweiflung.

„Er ist fürchtbar zerstoßen,“ sagte sie endlich vorsichtig, „wie haben Sie das zulassen können?“

(Fortsetzung folgt.)

Volksetymologie.

I.

Vor kurzem war im Unterhaltungsblatt die Rede von jener merkwürdigen Spracherscheinung, die man Volksetymologie nennt, und deren Wesen darin besteht, daß das Volk unverständliche Wörter unter Anlehnung an bestimmte, aber nichtverwandte Ausdrücke so umbildet, daß sich ein bestimmter Sinn damit verbinden läßt. Diese Erscheinung, die Zeugnis ablegt von den starken, im Volke lebendigen sprachbildenden Kräften, ist interessant genug, um sie einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Zum ersten Male hat der verstorbene Bonner Gelehrte Karl Gustav Andresen in einer Schrift: „Ueber deutsche Volksetymologie“ (5. Aufl., Heilbronn, 1839) das Thema in umfassender und systematischer Weise behandelt. Dieses Buch liegt im wesentlichen den folgenden Ausführungen zugrunde.

Andresen teilt die volksetymologischen Spracherscheinungen in drei Klassen ein. Die unterste Stufe bilden jene Umformungen, die lediglich formeller Natur sind und nicht aus logischen Gründen oder mit Rücksicht auf die Bedeutung des Wortes stattgefunden haben. Dazu gehören Umgestaltungen wie Blutigel aus Blutegel, entzwei aus in zwei (Teile oder Stüde) und ähnliche. Die Umbildungen der zweiten Kategorie sind dagegen unter Berücksichtigung der Bedeutung des Begriffes und der logischen Beziehung erfolgt; so hört man z. B. statt geschicklichkeit oft „geschickt“ sagen, worin ein Anklang an scheuen liegt; einem geschauten Menschen schaut man sich zu nahe zu treten. Auf der höchsten Stufe endlich stehen solche Worte, die durch die Umformung eine ganz neue Bedeutung gewonnen haben.

Weiterhin unterscheidet man in der Theorie zwischen vulgärer (nur im Volksmunde gebräuchlicher) und literarischer (auch in Erzeugnissen der Literatur vorkommender) Volksetymologie, doch ist dieser Unterschied kein prinzipieller; beständig werden „vulgäre“ volksetymologische Ausdrücke in die Literatur eingeführt und damit zu „literarischen“, während umgekehrt viele Ausdrücke, die früher auch literarisch gebräuchlich waren, heute von guten Schriftstellern vermieden werden.

Natürlich sind von der wahren Volksetymologie absichtliche Wortverdrehungen zu unterscheiden. Früher fand man mehr Gefallen an derartigen Scherzen als heutzutage. Besonders groß war darin der geniale Satiriker Johann Fischart (gestorben 1590), den man wegen seiner geistreichen, scharfpointierten Schreibweise den „ersten Journalisten“ genannt hat. Seine Werke („Affentheurliche Haupengeheurliche Geschichtsklitterung“, „Die Legend des vierhörnigen Hutleins“, „Die Föhha“ u. a.) zeigen uns, mit wie souveräner Gewalt er die deutsche Sprache meisterte. Zahllos sind seine Wortspiele: die Jesuiten nennt er „Jesuwider“ und „Jesu-

bitter“, für Podagra sagt er „Pfortengram“ und „Pfortentrampf“, die Sarazenen bezeichnet er als „Saurezähnen“, einen Notar als „Notnarr“, melancholisch verdreht er in „maulhenkollisch“ usw.

Im 17. Jahrhundert gibt es zwei berühmte Wortverdrehen, die indes an Bedeutung nicht an Fischart heranreichen, beides Geistliche, die in einer uns heute höchst fremdartig anmutenden Weise predigten: der Hamburger Pastor Johann Valthasar Schupp (1610—1681) und der Wiener Hofprediger Ulrich Megerle (1644—1709), der sich Abraham a Santa Clara nannte. Schupp bezeichnet die Alchimie oder Alchymisterei, wie die „Goldmacher“ ihren Humbug hießen, sehr witzig als „Altkuhmisterei“. Von den Philosophen der damaligen Zeit scheint er auch keine allzu hohe Meinung gehabt zu haben; wenigstens spricht er öfter von einem „Philosofaufaus“. (Auch heute noch hört man Verdrehungen wie „Vielosoff“, „Vielauf“). Abraham a Santa Clara gefällt sich in einer massenweisen Häufung derartiger scherzhaften Umdeutungen. So nennt er den römischen Kaiser Heliogabal „Höllgabel“, den verlorenen Sohn einen „Zrländer“ usw. Bekanntlich ist Ulrich Megerle auch das Vorbild zu dem Kapuziner, der in Schillers „Wallensteins Lager“ in ergötzlicher Weise die wirtschaftlichen und moralischen Verwüstungen schildert, die der dreißigjährige Krieg in Deutschland angerichtet hat: die Vistümer seien jetzt „Wüstümer“, die Abteien „Aubteien“, die deutschen Länder „Elender“ usw.

Von Schriftstellern der neueren Zeit ist es besonders Fritz Reuter, dessen Werke zahlreiche Wortverdrehungen enthalten. Diese sind aber wohl nicht, wie bei Fischart, Schupp und Megerle, dem eigenen Gefallen an derartigen Wortspielen entsprungen, sondern der plattdeutsche Dichter will uns vielmehr die Sprache seiner Mecklenburger Landsleute in wahrheitsgetreuer Weise vorführen. Hier handelt es sich nicht um absichtliche Verdrehungen, sondern um erst gemeinte Umformungen, die Reuter den braven Mecklenburgern abgelauscht hat, also um echte volksetymologische Erscheinungen. Wir finden da höchst späßige Bildungen, wie „Stinkstoff“, „sonnenhüblerisch“ statt sonnambül (schlafwandeln), „Syphilister“ für Zivilist, „Vogelbunt („Vogel“ platt. = Vogel) für Bagabund, „Karnaljenvogel“ für Kanarienvogel und so fort.

Wenn wir nun zur „vulgären“ Volksetymologie der Gegenwart übergehen, so sehen wir uns häufig vor die schwierige Frage gestellt, ob ein Wort bewußt oder unbewußt umgebildet ist, ob also echte Volksetymologie vorliegt oder nicht. In allen Fällen läßt sich das überhaupt nicht mit Sicherheit entscheiden. Sehr oft aber liegt auch die Absicht klar zu Tage. Bewußte Wortspiele sind ohne Zweifel zahlreiche Berliner Ausdrücke wie „Stehumfallragen“ statt Stehumslegetragen, „Automoppel“ statt Automobil, „Omnihubser“ statt Omnibus, „Paletöter“ für Paletot, „Koofmisch“ für Kaufmann, „Renntier“ für Rentier, „Brotfresser“ für Professor, „Durststillstation“ für Destillation u. v. a. Bewußter Scherz wird auch vielfach mit Namen getrieben. So wird die nationalliberale Partei häufig sehr treffend als „nationalmiserable“ Partei bezeichnet. Die stark antisemitischen Verbindungsstudenten in Heidelberg nennen das dortige „Casé Eberlein“, in dem viel jüdische Studierende verkehren, mit Vorliebe „Casé Ebräerlein“. Weniger gelungen ist die Verdrehung des hiesigen „Casé Windsor“ in „Casé Schwindsucht“. Patienten eines schlesischen Sanatorium belegen diese Anstalt mit dem vielsagenden Namen: „Satanorium“.

Jedoch schon bei Bezeichnungen wie dem neugekommenen „Kintopp“ (aus Kinematograph), „Zippfräulein“ (Anlehnung an Stenotypistin), „Zantippe“ (aus Xanthippe) kann man schwanken, ob hier noch die Tatsache der Umformung immer vom Bewußtsein kommt. Ganz sicher aber werden die Umgestaltungen „Reismatismus“ für Rheumatismus und „Biehjarre“ für Zigarre, bei denen die sehr logische und sinngemäße Anlehnung an reizen und ziehen ja offenkundig ist, von vielen Menschen, besonders Landleuten, in vollem Ernste gebraucht. Ebenso steht es mit der höchst drastischen ländlichen Umgestaltung „Biehghuner“ (aus Bigeuner) und den Verkinismen „Trehthier“ und „Trittoir“ statt des französischen Trottoir. Der Jurist, der den Erblasser „Er-blasser“ nennt, will witzig sein; ob aber noch niemals ein nicht juristisch gebildeter Mensch das Wort so aufgefaßt und gesprochen hat?

Abticht liegt vor, wenn man den staatserkhaltenden Gendarm „Schand-arm“ oder „Gänsdarm“ nennt, wie es die Demokraten von 1848 taten. Bewußt wird auch die Omelette aux confitures“ in „Fette, o k o m m vor die Tür“ verdreht. Aber ganz ernsthaft hörte Schreiber dieser Zeilen einen Münchener den bekannten Lang „Française“ als „Fran See“ bezeichnen. Vielsach wird im Volke von „Schlampagner“ statt „Champagner“ geredet; hier liegt ein Fall echter Umdeutung vor, nämlich Anlehnung an „schlampampen“, „schlemmen“.

Eine sehr drollige Umbildung leistete sich ein Berliner Schumann bei einer der letzten Straßendemonstrationen. Als

aus einem Versammlungsort die Menge herausschrie und dabei den Sturmgesang der Marseillaise anstimmte, geriet besagter Ordnungshüter in furchtbare Aufregung, lief hinter den Demonstranten her und rief dabei einem Kollegen die geflügelten Worte zu: „Du, se sungen schon de Marseillaise!!!“ Ob der Drabe vielleicht an die in West- und Ostpreußen übliche Bezeichnung „Marzell“ (= Mädchen, etwas verächtlich) gedacht hat? Bei Reuter heißt die Marseillaise „Mamsejlläs“ (Mamsell umgewandelt aus franz. mademoiselle = Fräulein), also auch ein Anklang an das schöne Geschlecht. — Denkt nicht vielleicht ferner an eine Emilie oder an Familie, wer statt Falsimile (Nachbildung einer Handschrift) „Falsimilie“ spricht?

In Berlin wird ein Betrunkenener bisweilen „molum“ geheißen, ein Wort, dessen Herkunft dunkel zu sein scheint. Davon ist neuerdings wieder der Ausdruck „manoli“ (der übrigens auch im Sinne von „verrückt“ gebraucht wird) unter merkwürdiger Anlehnung an eine bekannte Zigarettenfirma gebildet worden. — Eherzhaft bezeichnen sich die Berliner Falzerinnen als „Falzgräfinnen“ oder „Gräfinnen von der Falz“ (nämlich — Maschine), wobei die Assimilation (Annäherung, Angleichung) an Falz ja auf der Hand liegt. Eherzhaft wird ferner in Berlin ein Panamahut „Papanamahut“ genannt.

Besonders stark ist die vulgäre Volksetymologie auf dem flachen Lande verbreitet. Hier hört man die merkwürdigsten Ausdrücke und Bezeichnungen. Der künstliche Dünger Superphosphat wird oft „Suppenfab“ geheißen, das drahtisch wirkende Abfuhrmittel Gummigutt sehr treffend: „Kommhurzig“, Insektenpulver: „Seltenpulver“ oder „Jesuitenpulver“, das Ricinusöl: „Rhinocerosöl“ — vielleicht mit Hinblick auf seine kräftige Wirkung?!

Die Hygiene der Heimarbeit.

Auf der Züricher Tagung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege hielt Dozent Dr. Kaup aus Berlin einen Vortrag über die Hygiene der Heimarbeit. Der Referent gab zunächst seiner Freude Ausdruck, daß der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege mit diesem Gegenstand ein Fürsorgethema für eine bestimmte Berufsgruppe in Erörterung zieht, die allerdings durch ihre Zahl und ihre ungünstigen Gesundheitsverhältnisse die städtischen Behörden in besonderer Weise interessieren sollte. Die Zahl der Heimarbeiter nach der Berufszählung von 1895 mit einer halben Million ist viel zu niedrig gegriffen, es dürfen mindestens ¼ Millionen die Heimarbeit als Hauptberuf betreiben, als Nebenberuf wahrscheinlich noch weitere Hunderttausende. In der Textilarbeit auf dem Lande sind Erwachsene, Kinder und Greise zur Beschäftigung herangezogen. In der Heimarbeit für die Kleidungsindustrie in den Großstädten überwiegend verheiratete Frauen, die zum täglichen Verdienst des Mannes etwas hinzubediene wollen. Ueber das Weberelend auf dem Lande hat Gerhard Hauptmanns plastische Schilderung weitesten Kreisen die Augen geöffnet. Der Landbesitz ist nahezu geschwunden, die Wohnungsverhältnisse sind sehr schlecht, Schlaf- und Wohnraum sind zugleich Arbeitsraum. Die gebückte Haltung beim Weben, die überaus lange Arbeitszeit, die unzureichende Ernährung führten zu einer weitgehenden Degeneration dieser Familien. Bemerkenswert ist auch die Entwicklung der Kleinfabrik-Industrie der Kreise Solingen und Schmallenberg. Hier haben ärztliche Forscher die Aufmerksamkeit der Verwaltungsbehörden schon frühzeitig auf die ungünstigen Gesundheitsverhältnisse dieser Heimarbeiter gelenkt. Polizeiverordnungen, die besondere Entstaubungseinrichtungen für die Schleifmaschinen verlangen, eine organisierte Belehrung des einzelnen Arbeiters, brachte den Rückgang der Mortalität des Schleifers in 20 Jahren von 25 auf 11 pro Tausend zustande. Ein Gegenstück zu dieser erfreulichen Erscheinung bieten die Glasschleifer eines Industriebezirks in Deutsch-Böhmen. Das Fehlen jeder Schutzvorrichtung an den Apparaten zwingt die Heimarbeiter zur Einatmung des harten Schleifstaubes und bewirkt direkt eine Herabsetzung des Lungengewebes. Ein Drittel der Schleifer geht schon im Alter von 25—40 Jahren zugrunde, und 75 Proz. der Todesfälle sind auf Tuberkulose zurückzuführen. Die entsetzlich niedrigen Löhne gestatten nur eine Ernährung mit Kaffee und Kartoffeln, die auch die Frauen und Kinder vorzeitigem Siechtum und schnellem Tode zuführen. 34 Proz. der Kinder sterben im ersten Lebensjahre. Ein ähnlicher ungünstiger Einfluß der Heimarbeit auf die Lebensverhältnisse ist auch in der bekannten Spielwarenindustrie in der Umgebung Sonnebergs zu finden. Immer größere Bedeutung gewinnen die gesundheitlichen Verhältnisse der Heimarbeiter in der Konfektionsindustrie der Großstädte. Nach den Ermittlungen der Handelskammer zu Berlin wurden 1906 125 000 Personen festgesetzt, von denen ¼ in der eigentlichen Konfektion und ¾ in der Waschkonfektion beschäftigt waren. Es handelt sich hier allerdings vielfach um Werkstättenarbeiterinnen von Zwischenmeistern, die für die großen Konfektionsaufträge übernehmen. Die Arbeitszeit beträgt hier durchschnittlich 14 Stunden, und als Arbeitsräume werden vorwiegend die Wohnräume der Zwischen-

meister verwendet. Die gesundheitszerstörende Arbeit an der Nähmaschine, die Ausströmung giftiger Gase aus dem Bügeleisen, das dichte Nebeneinanderstehen in schlecht gekühten Räumen führen häufige Erkrankungen der meist noch jugendlichen Arbeiter, namentlich an Tuberkulose, herbei. Noch traurigere Verhältnisse finden wir bei den verheirateten Frauen und Witwen, die entweder auf ihre Arbeitskraft allein angewiesen sind, oder den geringen Verdienst des Mannes zu erhöhen suchen. Die Erhebungen des Referenten haben ergeben, daß trotz langer Arbeitszeit der geringe Beitrag der Frau zum Einkommen des Mannes nur eine unzureichende Ernährung zuließ. Hier war namentlich bei größerer Kinderzahl in fast allen Fällen Schmalhans Küchenmeister. Noch viel trauriger steht es bei verwitweten Heimarbeiterinnen, die allein für die Familie zu sorgen haben. Selten kommt ein Stück Fleisch auf den Tisch, die Hauptnahrung bilden Kaffee, Suppen und Kartoffeln; die Kinder dieser Kreise bleiben stets schwächlich und blutarm, kommen in der Schule schlecht fort und gelangen nie zur vollen Leistungsfähigkeit. In diesen Familien grassiert doppelt so häufig als bei anderen Arbeitergruppen die Tuberkulose. Gesundheitlich fast noch ungünstiger liegen die Verhältnisse in der Zigarrenhausindustrie. Zu den ungünstigen Arbeitsbedingungen kommt hier die starke Einwirkung von Staub und Nikotin hinzu, die namentlich auf den Gesundheitszustand der Kinder und Frauen sehr ungünstig einwirkt. Auch hier ist der Mißbrauch der Kinder für die Heimarbeit sehr groß, und vielfach sind beim Entrippen der Tabakblätter Kinder im zartesten Alter anzutreffen. Die Häufigkeit von chronischen Erkrankungen und namentlich von Tuberkulose in den Heimarbeiterfamilien kann aber auch den Konsumenten nicht gleichgültig sein, falls der Staub, der sich auf den Materialien ablagert, Infektionskeime enthält und kranke Personen Tabakblätter mit den Lippen berühren. Es ist höchste Zeit, daß gerade für die Zigarrenheimarbeit die Reichsregierung zum Schutz der Konsumenten und Arbeiter besondere Gesundheitsvorschriften herausgibt, die bei strenger Handhabung die Heimarbeit wieder nach den Fabriken zurückleiten. Die Gefahren für die Konsumenten von Heimarbeitsprodukten sind auch bei der Verarbeitung von Zuckerwaren und Lebensmitteln überhaupt sehr groß, so daß die Forderung, die Herstellung dieser Gegenstände in der Heimarbeit zu verbieten, gerechtfertigt erscheint.

Kleines feuilleton.

Erbesäer in der Südsee. Die eigentümliche Gewohnheit mancher Volksstämme, gewisse Erdarten zu essen, erscheint im ersten Augenblick höchst befremdlich. Man kann sich nicht gut vorstellen, weshalb ein Mensch vollkommen unbedauliche und zum Aufbau eines lebenden Organismus ganz unzweckmäßige Dinge zu sich nehmen sollte und denkt wohl daran, daß den in Frage stehenden Erdgattungen ganz besondere Eigenschaften innewohnen müßten. Jetzt hat sich nun Gelegenheit geboten, verschiedene von den Südseeinseln stammende Proben „essbarer Erden“ näher zu untersuchen. Das kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin erhielt durch Vermittlung von Missionären solche wunderliche Leckerbissen, über deren chemische Zusammensetzung und Eigentümlichkeiten Professor Gruner im „Tropenpflanzer“ berichtet. Er untersuchte dreierlei Proben: kugelförmige, etwa 5 Zentimeter im Durchmesser haltende Gebilde aus eisenhäufigem Ton, ferner pulverförmigen Eisenerde und endlich löhartigen, bräunlichen, feinsandigen Lehm. Ton wird in tropischen und subtropischen Gegenden sehr viel gegessen und gilt sowohl in rohem Zustand wie schwach geröstet als Nahrungsmittel. Auch medizinische Wirkungen werden ihm vielfach zugeschrieben. Die Japaner z. B. glauben, daß das Essen von Ton während der Schwangerschaft gute Dienste leiste. Auch andere mineralische Stoffe werden in den verschiedensten Ländern verzehrt. Auf den Antillen nehmen die Eingeborenen eine rotgelbe Aufgattung, in Neu-Kaledonien einen leicht zerreiblichen Tropfstein. Auch Speckstein und Infusorienerde werden gegessen. Weniger bekannt ist, daß auch in unseren Gegenden derartige Naturerzeugnisse als Speichelabsonderungsmittel sowie als Mehlsatz und sogenannte „Steinbutter“ Verwendung finden. Torfarbeiter in Feilenboch, Aussee, Berchtesgaden und andernwärts kauen den im Dorf vorkommenden sogenannten Dopplerit, eine zähe Masse, die aus ulminsaurem Kalk besteht. Die Untersuchung der Südsee-Erden hat gezeigt, daß sie so gut wie ausschließlich aus nichtorganischen Stoffen bestehen. Sie können also ihrer Zusammenziehung nach als Nahrungsmittel für den menschlichen Organismus in keiner Weise in Betracht kommen. Die ungünstige physikalische Beschaffenheit des Materials macht einige der Proben sogar zur Pflanzenkultur unbrauchbar. Man kann sich demnach die Gewohnheit des Erbesäens eigentlich nur als einen höchst merkwürdigen Irrgang des Instinkts erklären, der durch einen Krampf des Gaumens dazu gebracht wird, ein Ding für essbar zu halten, das in Wirklichkeit giftig und gar unbedaulich ist. Allerdings muß man sich fragen, ob nicht in vielen Fällen ein bloßes Kauen vorliegt, das sehr wohl zu verstehen wäre und in mancher Hinsicht eher nützlich als schädlich wirkt. Von essbaren Erden sollte man jedenfalls überhaupt nicht sprechen, da dieser Ausdruck nicht ganz bezeichnend ist.

Physiologisches.

Vom Schreck. Ueber die psychischen und physischen Ursachen des Schrecks hat Oberarzt Dr. Walter Kühne auf dem internationalen Kongress zu Budapest einen interessanten Vortrag gehalten, der in der Umschau wiedergegeben wird. Die Wirkung des Schrecks gleicht der des einschlagenden Blieges in der Pflöcklichkeit des Entsehens, der Kürze der Dauer und der Verderblichkeit der Wirkungen. „Im Bewußtsein tritt eine momentane Leere an Vorstellungen ein,“ so hat Domrich 1849 in klassischer Weise das Erschrecken geschildert, „ein Bergeher derselben, Verwirrung der vorhandenen, Schwindel und im höchsten Grade gänzlicher Verlust des Bewußtseins. Die Atmungsmuskeln werden momentan zudend zusammengezogen, dann gelähmt, ihre Bewegungen plötzlich unterbrochen, der Atem wird eng und bleibt stecken, oder es folgt eine plötzlich gellende Ausatmung ohne neue Einatmung, der Atem vergeht. Die Bewegung des Herzens stockt, steht minutenlang vollständig still, der Pulsschlag hört auf, Leichenblässe lagert sich über das Gesicht und den ganzen Körper. Das Auge ist starr und stier. Stimme und Glieder fahren bei der momentan heftigen Erregung des Rückenmarkes zudend zusammen, aber die erregende Kraft der Muskeln ist vernichtet, sie verlassen den Dienst. Die Knie wanken. Ein Gefühl eisiger Kälte läuft längs des Rückens bis in die Fußspitzen, die Gesichtszüge werden schlaff, die gelähmten Muskeln vermögen der Schwere nicht mehr Widerstand zu leisten, der Mensch fällt sinnlos, bewegungslos und bewußtlos zur Erde.“ Ueber die Entstehung dieser schweren Begleitererscheinungen des Schrecks sind mannigfache Untersuchungen angestellt worden; man hat seine starke Wirkung auf Blutdruck und Herzbewegungen festgestellt, und im Gehirn eine fast momentan einsetzende hochgradige Zusammenziehung der Gefäße konstatiert, durch die das Gehirnvolumen vermehrt wird. Nach wenigen Sekunden erfolgt dann eine Erschlaffung der Gehirngefäße und eine Abnahme des Volumens. Durch diese plötzlich eintretende Blutleere im Gehirn läßt sich der Ausbruch einer Reihe von Geistesstörungen erklären, die bisweilen nach einem großen Schreck auftreten. Jedoch muß immer schon eine Veranlagung zu Geistesstörungen vorhanden sein, so daß der Schreck nur die auslösende Ursache der Erkrankungen ist. Von einem gesunden Menschen wird auch der größte Schrecken ohne Schaden ertragen. Durch das heftige Andringen des Blutes gegen die Gehirnwände kann ein schwaches Gehirn schwer erschüttert werden. Lähmungserscheinungen können eintreten und auch ein sogenannter Schlaganfall kann erfolgen, der tödlich verläuft, wenn die im Gehirn ergossene Blutmenge zu groß ist. Außerdem hat man auch auf eine Verlangsamung des Herzschlages aufmerksam gemacht, die sich einige Zeit nach Einwirken des Schreckens einstellt. Das Gehirnvolumen weist unmittelbar nach dem Schreck eine geringe Zunahme auf. Durch diese Veränderungen der Blutzufuhr in der Hirnrinde läßt sich der Tod durch Erschrecken erklären. Bisweilen rufen ihn aber auch Veränderungen an anderen lebenswichtigen Organen hervor. So fand man z. B. bei König Philipp V. von Spanien, der aus Schreck über eine Niederlage seines Heeres gestorben war, einen Riß durch die Herzwandung. Der Schreck kann auch ein plötzliches Ergreifen der Haare hervorrufen. Das Auftreten von roten Flecken, der sogenannten Gänsehaut, des kalten Schweißes und anderer Störungen der Körperfunktionen sind alle insofern nervöser Natur, als sie durch Vermittlung des Nervensystems hervorgerufen werden. Ihr Auftreten ist ebenfalls nur verständlich, wenn man annimmt, daß die durch den Schreck in Mitleidenschaft gezogenen Organe bereits vorher geschwächt oder erkrankt waren. Die Phänomene werden durch ein besonderes Nervengeflecht, den sogenannten Sympathikus, hervorgerufen, der alle die Organe, die in Folge einer Schreckwirkung ihre Tätigkeit ändern, unter einander verbindet. Bei Leuten, deren sympathisches Nervengeflecht sich dauernd in gesteigerter Erregung befindet, geht bei Einwirkung eines Schreckens die Erregung vom Gehirn durch den Sympathikus weiter und äußert ihre Wirkung an dem am wenigsten widerstandsfähigen Organ.

Aus dem Tierleben.

Der Lachs als Hungerkünstler. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Daß Fische längere Zeit ohne jegliche Nahrung leben können, ist eine bekannte Tatsache. Wir können uns davon bei Fischereiausstellungen, auch wenn diese mehrere Tage und selbst Wochen dauern, überzeugen, bei denen die ausgestellten Fische, damit jegliche Verunreinigung des Wassers hintangehalten werde, in der Regel keinerlei Nahrung bekommen, sondern hungern müssen. Der größte Hungerkünstler aber ist der Hauptwanderfisch des Rheines, der Lachs, der bekanntlich ein- bis zweimal in seinem Leben aus dem Meere in die Binnengewässer aufsteigt, bis zu den Ninnjalen der Alpenkette vordringt, um dort dem Fortpflanzungsgeschäft obzuliegen, und dann wieder zum Ozean zurückkehrt. Auf dieser ganzen Fahrt nun — so war bisher die allgemeine Annahme — also überhaupt während des ganzen Aufenthalts im Süßwasser — nimmt der Lachs keine Nahrung zu sich: ein Hungereperiment, das uns physiologisch um so mehr in Erstaunen setzen muß, als dieser Aufenthalt in einigen Flüssen sich auf sechs bis acht Monate, in anderen selbst auf zwölf Monate erstreckt. Daß der Lachs hierbei zum Skelett wird, ist selbstverständlich. Nach den Untersuchungen Prof. Nierschers-Wasels, der sich mit der Erforschung dieses größten Fastenexperiments, das die

Physiologie kennt, eingehend beschäftigt hat, bestreitet z. B. der weibliche Lachs alle seine Ausgaben im Süßwasser zur Selbsterhaltung sowohl wie zum Aufbau des aus 20 000 bis 30 000 Eiern bestehenden Eierstocks aus den Bestandteilen der Seitenmuskulatur. Jeder entziehende Gewichtsteil Eierstocksubstanz bedingt das Verschwinden des gleichen Gewichtsquantum vom Rumpfmuskel. Ein volles Drittel der festen Bestandteile des Körpers geht auf diese Weise in das Quantum über, während gleichzeitig der Rumpfmuskel 50 bis 60 Proz. von seinem Werte verliert. Während beim Eintritt des Lachses in das Süßwasser die Geschlechtsdrüsen kaum 1/2 Proz. des Körpergewichts ausmachen, beträgt ihr Gewicht zuletzt nicht weniger als das Fünzigfache. Trotz dieser Untersuchungen fehlte es nicht an Gegnern dieser Theorie, die dem Lachs das Vermögen, auf sehr lange Zeit sich der Nahrung zu enthalten, rundweg abspachen. Daß aber dieser Wanderfisch par excellence in der Tat ein Hungerkünstler ersten Ranges ist, das ist in neuester Zeit auch durch einen wissenschaftlichen Versuch erbartet worden. Prof. Baton hat nach der „Fish Gazette“ einen männlichen Lachs während eines ganzen Jahres so gehalten, daß er kein Futter erlangen konnte. Der Fisch war arm an Fett, wog nur 5 Pfund und war 12 Monate vorher abgestrichen worden, um Lachsleier künstlich zu befruchten. Er wurde in einem Behälter von 1,85 : 3,65 Meter gehalten bei etwa 30 Zentimeter Süßwasser. Nach 12 Monaten ohne Futter noch reifte seine Milch von neuem, so daß er nochmals mit Erfolg für die künstliche Befruchtung verwendet werden konnte, ehe er getötet wurde. Dieser Fall beweist unzweideutig, daß der Lachs den oben angegebenen Zeitraum im Süßwasser recht gut ohne Futter leben kann. Der Wanderfisch ohnegleichen, der sich allen Hindernissen zum Trotz im Kampfe gegen Wehre, Schleusen und Stromschnellen den Weg vom Meer zum Fels bahnt, ist auch ein Hungerkünstler, der Succi und Genossen weit übertrifft.

Hydrographisches.

Eine Krankheit des Adriatischen Meeres. „Mar sporoo“, „schmutziges Meer“, so bezeichnet der Volksmund eine eigentümliche Erscheinung, die von Zeit zu Zeit in der nördlichen Adria auftritt. Hierüber macht die neue Monatschrift „Adria“ interessante Mitteilungen. Bei dieser „Krankheit“ handelt es sich um ein unvermitteltes, massenhaftes Auftreten eines zähen, durchsichtigen Schleims an der Oberfläche und am Grunde des Meeres. Diese „Meeresverschleimung“ hat nicht nur biologisches Interesse, sondern ist auch für das Leben der Fische, die ihren Unterhalt dem Adriatischen Meere verdanken, von höchster Wichtigkeit, denn der Schleim verklebt alle Netze und beeinträchtigt so den Fischfang in hohem Grade. Nach den Beobachtungen des Professors Cori tritt das Mar sporoo in drei verschiedenen Formen auf. An der Flachküste zeigt sich der Schleim ganz an der Oberfläche des Meeres in Form von dünnen, durchsichtigen Häutchen, vermischt mit zahlreichen Geißeltierchen, meist im eingetafelten Zustande, und mit Glasbläschen sowie zuweilen auch Kieselalgen. Zweitens findet sich der Meeres Schleim in Form von langen, weißlichen Strängen, die in fünf bis sechs Meter Tiefe senkrecht schweben. Diese Schleimstränge sind von großen Mengen von Kieselalgen und Glasbläschen erfüllt. Endlich findet sich der Schleim in einer dicken Schicht auf dem Meeresgrunde lagernd. Unter dem Mikroskop erscheint der Schleim als durchaus gleichförmige, durchsichtige Substanz, in die die Kieselalgen, Geißeltierchen und andere Planktonorganismen eingeschlossen sind; der Schleim, der vom Meeresgrunde stammt, enthält außerdem noch zahlreiche Sandkörner, Kieselnadeln von Schwämmen und mikroskopische Bewohner des Schlammes. Zuweilen haben Fische beobachtet, daß der Schleim ein Brennen an der Haut hervorruft, was durch das gelegentliche Vorhandensein von Nesselzellen abgestorbener Pflanzentiere erklärt werden kann. So viele Forscher bisher nach der Ursache dieser Meeresverschleimung gesucht haben, es ist ihnen doch nicht gelungen, diese verwinkelte Erscheinung völlig klarzustellen. Nach den Untersuchungen Dr. Adolfs Steuers stammt der Schleim hauptsächlich von Geißeltierchen her: die Schleimbildung ist eine Begleitererscheinung der Fortpflanzung bei den Geißeltierchen. Zurzeit der Sporenbildung, die eine Schutz Einrichtung des pflanzlichen Organismus zum Ueberdauern ungünstiger Vegetationsperioden ist, treten zwischen dem aus mehreren Platten zusammengesetzten Panzer der Geißeltierchen aus dem geschrumpften Plasma neue, stark quellbare Hautschichten auf. Diese sprengen durch Quellung und Wasseraufnahme den Panzer, und die eingeschlossene Spore wird frei. Während Pouquet annimmt, daß die Gallertbildung einen krankhaften Zustand der Kieselalge bedeute, ist Schütt der Anschauung, daß die Gallertbildung als ein Bakterienfilter wirke und den Bakterien das Vordringen zu dem sonst ungeschützten Plasmaleib unmöglich mache. Die Schleimergzeugung steht also mit der abnorm starken Vermehrung der Geißeltierchen insofern im Zusammenhang, als nach Erreichung eines unverhältnismäßig hohen Produktionsmaximums die normalerweise freischwimmenden Organismen in ein Dauerstadium übergehen, für das die Ausscheidung der Gallerte charakteristisch ist. Cori schließt sich der Meinung Steuers an und bezeichnet die Geißeltierchen als die eigentlichen Urheber des Mar sporoo. Daß die Kieselalgen sich in dem Schleim so ungeheuer vermehren, hat seiner Ansicht nach seinen Grund darin, daß der Schleim für sie einen außerordentlich günstigen Nährboden bildet.